

Aufzeichnung bei einer Kur in Baden

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **29 (1949-1950)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUFZEICHNUNG BEI EINER KUR IN BADEN

VON HERMANN HESSE

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, seit ein wohlwollender Arzt mich zum ersten Mal als Patienten nach Baden schickte, und die Zeit jener ersten Badener Kur muß mich auch innerlich vorbereitet und zu neuen Erlebnissen und Gedanken fähig gefunden haben, denn es ist damals das kleine Buch «Der Kurgast» entstanden, das ich bis vor kurzem und noch bis in die illusionslose Bitternis des Alterns hinein für eines meiner besseren Bücher gehalten und in durchaus sympathischem Andenken getragen habe. Angeregt teils durch die ungewohnte Muße des Kur- und Hotellebens, teils durch einige neue Bekanntschaften mit Menschen und Büchern, fand ich in jenen sommerlichen Kurwochen eine Stimmung der Einkehr und Selbstprüfung, auf der Mitte des Weges vom Siddhartha zum Steppenwolf, eine Stimmung von Zuschauertum der Umwelt wie der eigenen Person gegenüber, eine ironisch-spielerische Lust am Beobachten und Analysieren des Momentanen, eine Schwebel zwischen lässigem Müßiggang und intensiver Arbeit. Und da die Objekte dieser Beobachtungen und spielerischen Schilderungen, die Badekur mit Hotelleben, Kursaalkonzerten und müßigem Flanieren doch etwas zu klein und gewichtlos gewesen wären, richtete meine Denk- und Schreiblust sich schon bald auf ein anderes, sowohl wichtigeres wie lustigeres Objekt, auf sich selbst nämlich, auf die Psychologie des Künstlers und Literaten, auf die Leidenschaft, den Ernst und die Eitelkeit des Schreibens, das wie alle Kunst das scheinbar Unmögliche wagt und dessen Ergebnisse, wenn es glückt, zwar niemals dem entsprechen und ähnlich sind, was der Schreibende angestrebt und versucht hat, dafür aber gelegentlich hübsch, amüsant und tröstlich ausfallen können, so wie die Eisblumen am Fenster eines geheizten winterlichen Zimmers, aus welchen wir nicht mehr den Kampf zwischen gegensätzlichen Temperaturen, sondern Seelenlandschaften und Traumwälder ablesen.

Wiedergelesen hatte ich mein damals entstandenes Buch vom Kurgast in den letzten zwanzig Jahren allerdings nur ein einziges Mal, zum Zweck einer Neuausgabe nach den Jahren der Zerstörung, und dabei hatte ich die allen Künstlern und Literaten bekannte Erfahrung gemacht, daß wir über unsere eigenen Produkte keineswegs ein sicheres und stabiles Urteil haben, daß sie sich in unserem Gedächtnis ganz wunderbar verändern, verkleinern, vergrößern, verschönern oder entwerten können. In der erwähnten Neuausgabe sollte der «Kurgast» mit der ihm zeitlich und thematisch sehr nahe stehen-

den «Nürnberger Reise» zusammen in Einen Band zu stehen kommen, und als ich mich an das Wiederlesen der beiden kleinen Werkchen machte, hatte ich nicht den Kurgast, sondern die Nürnberger Reise als das bessere, geglücktere in Erinnerung, und dies Urteil, dessen Begründung wiederherzustellen mir nicht gelang, saß in mir so fest, daß ich ernstlich erstaunt und wie enttäuscht war, als ich nach vollendeter Lektüre feststellen mußte, daß es sich gerade umgekehrt verhalte und von den beiden einander so ähnlichen Aufzeichnungen der «Kurgast» weitaus die wertvollere und hübschere sei. Er war es, nach meinem jetzigen Urteil, so sehr, daß ich sogar eine Weile daran gedacht habe, die Nürnberger Reise in den Neuausgaben meiner Bücher überhaupt wegzulassen. Jedenfalls bestand das Ergebnis dieses sorgfältigen Wiederdurchlesens für mich in der eher erfreulichen Entdeckung, daß ich da vor Jahrzehnten etwas nicht nur leidlich Aufrichtiges, sondern auch Heiteres und Genießbares geschrieben habe, das ich heute nicht mehr zustande brächte.

Inzwischen war auch seit dieser Entdeckung wieder Zeit verstrichen, sie vergeht ja alten Leuten wunderbar schnell, die Altersjahre verschleißten sich im Vergleich mit den gediegenen und gehaltvollen der Vergangenheit wie schlechte billige Gewebe aus Zellstoff und es war nun also fünfundzwanzig Jahre her seit meinem ersten Besuch in Baden und meinen damaligen Aufzeichnungen. Übrigens muß ich bekennen, daß mir jedesmal, wenn ich wieder nach Baden komme, jene Aufzeichnungen etwas Sorge machen, denn es ist mehrmals vorgekommen, daß irgend ein Mitkurgast das Buch gerade las und mich daraufhin ansprach, und dies Angesprochenwerden und Konversation-erdulden-müssen ist mir von Jahr zu Jahr mehr zuwider und lästig geworden. Diese Abneigung war, wie überhaupt der Hunger nach Stille und Alleinbleiben, in den letzten Jahren immerzu gestiegen und gewachsen, ich war es unendlich müde und überdrüssig geworden, «in der Leute Mund» zu sein, es war längst kein Spaß und keine Ehre mehr, sondern ein Unglück, und wenn ich zeitweise meinen einst so gut verborgenen Wohnort verlasse, wie etwa zu einer Badener Kur, dann tue ich es, unter andern Gründen, auch aus Scheu und Widerwillen gegen die Besucher, die immerzu vor meiner Haustür stehen und auf keine leise oder laute Bitte um Schonung reagieren, die mir das Haus umschleichen und mir oft noch in den privatesten und verborgensten Winkeln meines Weinbergs nachstellen. Sie haben sich in den Kopf gesetzt, den Sonderling aufzustoßern, ihn zu stellen, ihm seinen Garten und sein Privatleben zu zertrampeln, ihm durchs Fenster auf seinen Arbeitstisch zu glotzen und ihm den Rest von Achtung vor den Menschen samt dem Rest von Glauben an den Sinn seines Daseins vollends zu zerschwatzen. Dies Mißverhältnis zwischen der Welt und mir war seit Jahren vorbe-

reitet und angewachsen und war, seit die seit Jahren gefürchtete Invasion aus Deutschland begonnen hatte, zu einer beinahe unerträglichen Not geworden. Hundert solcher Überfälle und Zudringlichkeiten hatte ich mit saurer oder süßer Miene bestanden und erduldet, aber dreimal im Lauf der letzten Invasionswochen war es mir auch passiert, daß ich einen Besucher, den ich, als gehörte er ihm, in meinem Garten herumspazieren fand, gestellt und angefaucht hatte. Keine Geduld, keine Müdigkeit ist so tief, daß sie alles ertrüge; kein Topf ist so groß, daß er nicht einmal überliefe.

So war es eine Art Flucht, als ich mich wieder zur Kur in Baden entschloß. Viele Male war ich dort gewesen, immer im Spätherbst, die Bäder sowohl wie der sanft verdummende, regelmäßige Ablauf der Hoteltage, das Hindämmern des spärlichen Novemberlichtes, die Ruhe und angenehme Wärme im halbleeren Hause schienen mir erwünscht, ich würde entweder, wie schon oft, mich in Nichtstun und Schlendrian entspannen, oder, wie es andere Male geschehen war, schlaflose Nachtstunden im Bett mit Verseschreiben ausfüllen und dabei höhere Grade des Wachseins als je am Tage erleben, auf jeden Fall war es Abwechslung, und die ist im Klima des Alterns und Schwindens zu Zeiten eine nicht kleine Verlockung. Ich entschloß mich zur Reise, und meine Frau, welche zu den Attraktionen Badens mehr die Nähe Zürichs als die Thermalbäder zählt, war einverstanden. Es wurde gepackt, und es wurde dabei weder mit den Büchern noch mit dem Schreibmaterial gespart. Wir reisten, und wieder einmal hielt ich meinen Einzug in das wohnliche alte Hotel, das mich seit meiner ersten Kur so oft wiedergesehen und gelassen meine Verwandlung in einen älteren und dann in einen alten Herrn zur Kenntnis genommen hatte. Längst gehörte ich zur Garnitur der alten Gäste, der mit nachsichtiger Ehrfurcht belächelten Weißköpfe, und auch diesmal war ich in der Rangordnung vorgerückt, es waren wieder einige von den ganz alten Stammgästen gestorben, die ich manche Male hier angetroffen hatte. Auf ihren Plätzen im Speisesaal saßen jetzt andere Greise, und natürlich gab es auch beim Personal einige neue Gesichter, die dem Stammgast nicht mit dem vertraulichen Lächeln des Wiedererkennens entgegenkamen.

Vieles hatte ich seit zweieinhalb Jahrzehnten in diesem Hause erlebt, vieles gesonnen und geträumt, vieles geschrieben. In der Schublade meines Hotelschreibtischchens waren die Manuskripte des «Goldmund», der «Morgenlandfahrt», des «Glasperlenspiels» gelegen, hunderte von Briefen, von Tagebuchblättern und einige Dutzend Gedichte waren in den Zimmern, die ich hier bewohnt hatte, entstanden, Kollegen und Freunde aus manchen Ländern und aus manchen Perioden meines Lebens hatten mich hier besucht, fröhliche, gesellige und trinklustige Abende hatte ich hier gehabt, und auch viele kleinlaute

Schleimsuppentage, Zeiten des Arbeitsrausches und Zeiten der Müdigkeit und Dürre. Es gab hier, im Hause wie im Städtchen, kaum eine Ecke ohne Erinnerungen, ja ohne vielfache Schichten einander überlagernder Erinnerungen für mich. Leute, die keine Heimat kennen, hegen für solche Orte reicher und alter Erinnerungen zu Zeiten eine gewisse sich selbst ironisierende, aber nicht unzärtliche Liebe. Da gab es im dritten Stock jenes helle dreifenstrige Zimmer, in dem ich das Gedicht «Nachtgedanken» und das Gedicht «Besinnung» geschrieben hatte, das erste in der Nacht, nachdem in den Zeitungen die ersten Meldungen über Judenpogrome und Synagogenbrände in Deutschland gestanden hatten. Und im andern Flügel des Hauses waren einst, einige Monate vor meinem fünfzigsten Geburtstag, die «Gedichte im Krankenbett» entstanden. Und unten in der Halle hatte ich damals die Nachricht vom Verschwinden meines Bruders Hans empfangen, und ebendort einen Tag später die Todesbotschaft. Nun wohnte ich schon seit manchen Jahren stets im selben Zimmer, im ältesten Teil des Hauses, und es hätte mir leid getan, wenn ich die blau-rot-gelbe Blumenstraußtapete an seinen Wänden nicht mehr vorgefunden hätte. Aber sie war noch vorhanden, samt Schreibtisch und Leselampe. Dankbar begrüßte ich die kleine Scheinheimat.

Es ließ sich alles friedlich und wohlig an. Zwar war da unter den Stammgästen, die wir im Hause antrafen, eine Dame zu sehen, die schon seit einigen Jahren zur selben Jahreszeit wie ich hier zu weilen pflegte, und die mich früher mehrmals unerbittlich zu langen einseitigen Konversationen eingefangen hatte; aber sie kannte mich nun, es war das letzte Mal zu einer kleinen Szene zwischen uns gekommen, die ich wohl als endgültig glaubte betrachten zu dürfen. Wir wichen ihr aus, und wenn ich je einmal unbegleitet in ihre Nähe geriet, suchte ich mit solcher Eile und Wichtigkeit irgend jemand anderen, daß kaum jemand das Herz gehabt hätte, mich aufzuhalten.

Als Lektüre hatten wir den «Idioten» von Dostojewski mitgenommen und zu lesen begonnen. Er war ebenso spannend wie er es vor dreißig Jahren gewesen war, aber die Spannung wurde diesmal doch zuweilen enttäuscht, das Buch schien mit den Jahren an Substanz und Gewalt etwas verloren zu haben, der nichtigen Menschen und törichten vielstündigen Gespräche waren es statt dessen anscheinend mehr geworden. Es wird, falls wir noch eine Weile leben, wieder mit diesem Buche dahin kommen, wohin es vor langen Jahren nach den beiden ersten Lesungen gekommen ist: es wird außer der unvergeßlichen Gestalt des Fürsten nichts im Gedächtnis haften als die Gestalten Rogoschins und der beiden Frauen, und von den Szenen die des Anfangs in der Eisenbahn, die beiden in Rogoschins düsterem Hause, die der geschwätzigen Nachtgesellschaft auf der Terrasse

Lebedews, und die schreckliche, in welcher die beiden jungen Frauen sich anspeien und der Fürst bei Nastasja zurückbleibt. Dazwischen, so wird man sich erinnern, laufen hunderte von Seiten lang diese kindischen Gespräche — die man aber nach sehr langer Zeit doch einmal wieder zu lesen sehr große Lust spüren wird. Wir waren beide wieder von der flackernden, zuckenden Atmosphäre des Romans gefesselt und etwas erregt, und es paßte ganz in diese Stimmung, als eines Abends nach Tische meine Frau zu mir ins Zimmer trat und sagte: «Da draußen vor deiner Tür läuft ein Mörder auf und ab».

«Den muß ich sehen», sagte ich, und ging rasch hinaus.

Da ging richtig ein Mensch unruhig und flackernd in großer Erregung hin und her durch die Gänge und das Vestibül, ein junger Mann, ein Ausländer offenbar, doch war nicht das Östliche und Jüdische an ihm das, was mir auffiel, der Typus ist mir wohlbekannt und sympathisch, sondern was ihn wie ein Mal zeichnete und was meiner Frau das Wort «Mörder» suggeriert hatte, war nur sein augenblicklicher Zustand, eine leicht unheimliche Art von Unruhe, von Fieber und Getriebenheit. Aber ein Mörder war er nicht, das wußte ich nach dem ersten Blick auf ihn, eher vielleicht ein Selbstmörder, dazu hätte die Getriebenheit und Rastlosigkeit seines Auftretens gepaßt, und doch war auch dies nicht wahrscheinlich. Wahrscheinlich und nahezu gewiß war nur, daß dieser «Mörder» ein Mensch in hoher Erregung sei, ein Mensch unter Druck und in Not, wahrscheinlich und nahezu sicher war auch, daß er es auf mich abgesehen habe, und zwar weniger einer Hilfe oder eines Rates wegen, sondern um des Redens willen. Ich ging langsam an ihm vorbei und sah ihn mir an, zuerst mit einer Empfindung wie Mitleid, dann aber mehr und mehr mit Furcht. Denn dies, sah ich, war einer, der sprechen wollte und mußte, vielleicht weil er etwas auf dem Herzen hatte, was ihm den Atem beengte, vielleicht nur weil er länger als er ertragen konnte, einsam gewesen war und jetzt den Druck von innen nicht mehr be- meistern konnte. Ich verlor mich in einen Seitenkorridor und es war mir nicht wohl dabei, denn ich spürte mit beinahe völliger Gewißheit, daß er mich, sobald ich zurückkäme, ansprechen und auf mich losreden werde, und davor war mir richtig bange. Denn nichts konnte mich bei meinem derzeitigen Zustande großer Enttäuschtheit, Menschenflucht und tiefem Zweifel am Sinn und Wert von allem, wofür ich gelebt und gearbeitet hatte, nichts konnte mich in dieser Verfassung mehr erschrecken und zur Verzweiflung bringen als der Überfall eines Mannes, der genau alles das suchte, was ich ihm nicht zu geben hatte: Vertrauen, Echo, Aufnahmebereitschaft für seine Fragen oder Klagen oder Anklagen. Unsere taktischen Bedingungen waren allzu ungleich: ich war schwach, müde, in Abwehrstellung und dabei im voraus des Unterliegens gewiß; er aber war jung und kräftig

und hatte hinter sich den starken Motor seines Fiebers, seiner Erregung oder Wut oder Neurose oder wie man das nennen mochte. Ich hatte allen Grund, mich vor ihm zu fürchten. Aber ich konnte mich ja nicht ewig hier in Gang und Treppenhaus aufhalten und konnte nicht meine Frau, die in meinem Zimmer auf mich wartete, der Möglichkeit aussetzen, daß er dort eintrete und sie erschrecke. Ich mußte zurück, in Gottes Namen. Die Redelust oder Klage- oder Angriffslust dieses Getriebenen und «Mörders» war ein Seelenzustand, den ich sehr wohl kannte, viele Menschen waren im Lauf der Jahre und Jahrzehnte in diesem Fieber zu mir gekommen, entweder weil sie bei mir besonderes Verständnis vermuteten, oder einfach weil ich zufällig ihnen gerade über den Weg lief. Viele Klagen hatte ich angehört, viele Beichten, viele wilde Rasonnements, viele Explosionen aufgestauten Leides und Grolles, und nicht selten war es mir zum wertvollen Erlebnis, zur stärkenden Bestätigung oder zur nützlichen Erfahrung geworden. Aber jetzt, auf dieser Stufe meines schwierig und arm gewordenen Lebens, wo schon jede Annäherung von Menschen, jede sich aufdrängende neue Bekanntschaft als Last und Gefahr empfunden wurde, jetzt war solch ein Überfallenwerden von einem Stärkeren und Zäheren mir im Tiefsten zuwider, es zog sich alles in mir zu abwehrender Kälte und Härte zusammen und ich kehrte mit unmutigem Schritt und mit einem Gesicht, das vermutlich nichts Freundliches versprach, zu meiner Zimmertür zurück. Richtig, er trat vor, und jetzt erst sah ich sein vorher im Halbdunkel gebliebenes Gesicht, als er es gegen mich wandte, im matten Lampenlicht, ein aufgeregtes, aber gutes Gesicht, jung und offen, aber auch entschlossen und voll angespannten Willens.

Er sagte, er sei gleich mir hier Gast im Hause und habe soeben meinen «Kurgast» gelesen, es habe ihn stark aufgereggt und gereizt und er müsse unbedingt mit mir darüber sprechen.

Ich erklärte ihm kurz, daß meinerseits nicht das mindeste Bedürfnis nach Gesprächen vorhanden sei, daß ich mich im Gegenteil auf der Flucht vor einer sehr lästig gewordenen Invasion von Gesprächslustigen befinde. Wie erwartet, gab er nicht nach, ich mußte ihm versprechen, ihn andern Tages anzuhören, doch bat ich ihn, sich mit einer Viertelstunde zu begnügen. Er grüßte und ging, ich kehrte zu meiner Frau zurück, die mir weiter aus dem «Idioten» vorlas, und während die Freunde Rogoschins, Hippolyts und Kolja's ihre langen Reden hielten, schienen die meisten von ihnen mir dem Unbekannten im Vestibül zu gleichen.

Als ich dann zu Bett gegangen war, zeigte es sich, daß der Fremde schon jetzt das Spiel gewonnen habe: ich bereute es sehr, ihn nicht gleich noch an diesem Abend angehört zu haben, denn nun belästigte mich die Aussicht auf morgen und die eingegangene

Verpflichtung und verdarb mir den Schlaf. Und was hatte der Mann gemeint, wenn er sagte, die Lektüre meines Buches habe ihn «gereizt»? Denn diesen Ausdruck hatte er gebraucht. Er war also vermutlich auf Dinge in meinem Buch gestoßen, die ihm unverdaulich und zuwider waren, über die er Aufklärung verlangen oder gegen die er protestieren würde. So war ich denn für die halbe Nacht beschäftigt, diese halbe Nacht gehörte nicht mir, sondern dem Fremden. Ich mußte liegen und mir Gedanken über ihn machen, ich mußte liegen und mir ausmalen, was er etwa sagen und fragen würde, ich mußte liegen und mich damit plagen, aus dem Gedächtnis den ungefähren Inhalt des Buches vom Kurgast zu rekapitulieren. Auch darin war der Unheimliche mir ja überlegen: er kannte das Buch, das ich vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben und vor einigen Jahren zuletzt wieder gelesen hatte, aus frischer Lektüre. Erst als ich mir über mein Verhalten im bevorstehenden Gespräch einigermaßen klar geworden war, gelang es mir, an anderes zu denken und schließlich einzuschlafen.

Es kam der andere Tag und es kam die Stunde nach Mittag, auf die wir beide warteten, der Fremde und ich. Er kam und wir saßen im selben Vestibül, in dem gestern Abend seine drohende Gestalt aufgetaucht war. Wir saßen einander gegenüber an einem sehr hübschen alten Spieltisch mit eingelegter Arbeit, er trug mitten in seiner runden Platte ein Schachbrett mit Feldern aus hellem und dunklem Holz; ich hatte an glücklicheren Tagen an diesem Tische manchmal Schach gespielt. Es war in diesem Raume auch jetzt bei Tage nicht sehr viel heller als gestern Abend, aber mir schien, ich sehe das Gesicht meines Gegenüber jetzt doch erst richtig. In der Lage und Stimmung, in der ich mich befand, wäre es mir eigentlich lieber gewesen, dies Gesicht unsympathisch finden zu können, es hätte mir die Abwehrhaltung erleichtert. Aber es war durchaus sympathisch, das Gesicht eines klugen und gebildeten Juden, eines Juden aus dem Osten, der fromm erzogen und selbst fromm gewesen und in der Schrift bewandert, der aber auf dem Wege zum Theologen und Rabbiner stutzig geworden und umgekehrt war, denn er hatte eine Begegnung mit der Wahrheit selbst, mit dem lebendigen Geiste gehabt. Er war erschreckt und erweckt worden, er hatte, vermutlich zum ersten Mal, ein Erlebnis gehabt, das auch ich einigemal in meinem Leben gehabt hatte, er war in einer seelischen Verfassung, die auch ich an mir und an andern hatte kennen lernen, in einem Zustand des Wachseins, der Einsicht und des Wissens, der geistigen Gnade. In diesem Zustande weiß man alles, das Leben blickt uns wie eine Offenbarung an, die Erkenntnisse früherer Stufen, die Theorien, Lehren und Glaubenssätze sind dahingefallen und wie Spreu verweht, die Gesetzestafeln und Autoritäten zerbrochen. Es ist ein wunderbarer Zustand, die Mehrzahl der Menschen, auch der gei-

stigen und suchenden, lernt ihn niemals kennen. Auch mir war er geworden, auch mich hatte dies wunderbare Wehen berührt, auch ich hatte, ohne die Lider zu senken, der Wahrheit ins Auge sehen dürfen. Diesem jungen Bevorzugten war, wie ich nach zwei tastenden Fragen erfuhr, das Wunder in der Gestalt des Lao Tse erschienen, die Gnade trug für ihn den Namen Tao, und wenn es noch etwas wie ein Gesetz oder eine Moral für ihn gab, so war es die Mahnung: allem offen zu stehen, nichts zu verachten, über nichts abzuurteilen, alle Ströme des Lebens durch sein Herz fluten zu lassen. Diese Seelenverfassung hat für den, der in sie eintritt, namentlich wenn er es zum ersten Mal erlebt, durchaus den Charakter des Endgültigen, sie ist der religiösen Konversion, der Bekehrung, nahe verwandt. Alle Fragen scheinen beantwortet, alle Probleme lösbar, alle Zweifel für immer erledigt. Diese Endgültigkeit aber, dieses sieghafte «für immer» ist eine Täuschung. Die Zweifel, die Probleme, die Unsicherheit und der Kleinmut werden wiederkehren, der Kampf dauert fort, das Leben ist wohl sehr viel reicher, aber um nichts weniger schwierig geworden. Auf diesem Punkte schien der Jünger des Lao Tse zu stehen: noch beschwingt und durch und durch verwandelt und erneuert vom Erlebnis der Freiheit und Gnade, war er offenbar schon wieder von Schatten verfolgt und im Begriff, aus der seligen Schweben in die Welt der Konflikte zurück zu stürzen, und daran war ich mitschuldig.

Denn nun war diesem jungen Begnadeten ein Buch in die Hände gefallen, mein «Kurgast», er hatte es gelesen, und es war ihm zum Stein des Anstoßes geworden. Denn das grenzenlose Offenstehen war hier auf eine Grenze, das All-Bejahen auf einen Widerstand gestoßen, er hatte ein Buch gelesen, ein törichtes und sehr unzulängliches Buch, und diese Lektüre hatte seine hohe Begnadung, sein Erlebnis einer All-Harmonie durchbrochen, ein enger und ich-befangener, nörgelnder und hochmutiger Geist hatte ihn daraus angesprochen, und er hatte diese störende Stimme nicht überlegen und lächelnd in die große Harmonie einordnen, hatte ihr nicht mit Lachen antworten können, sondern war an diesem Stein angestoßen und gestolpert, das Buch hatte ihn, statt ihn zu erheitern, geplagt und geärgert. Besonders geärgert hatte ihn die Arroganz, mit der der Autor, von seinem Künstlerstandpunkt, seinem Geschmackspuritanismus aus, über die Freude des Publikums an «kitschigen» Filmen nörgelnd räsonierte, ohne doch verbergen zu können, daß auch er im tiefsten Grunde seines Trieb- lebens Freude an diesem Kitsch und Lüsterheit nach ihm empfinde. Und beinahe noch törichter, ja anstößig war die Art und der Ton, wie der Kurgast vom indischen Gedanken der Einheit sprach, an den er massiv und buchstabentreu wie ein Schüler ans Einmaleins zu glauben, den er wie ein Dogma, wie eine autoritäre Wahrheit anzubeten schien, während doch für den Wissenden das Tat Twam Asi

bestenfalls eine schöne Seifenblase, ein trügerisch schillerndes Gedankenspiel sein mußte.

Dies etwa war der Inhalt unseres Gespräches, das wie vereinbart nicht viel länger als eine Viertelstunde gedauert hat. Es wurde beinahe ganz von ihm allein geführt, denn ich leistete keinen Widerstand, ich machte ihn nicht darauf aufmerksam, daß, wenn man allem offenstehe, man sich über ein Buch nicht so sehr ärgern sollte, daß man das Bedürfnis habe, es dem Autor bei lebendigem Leibe um die Ohren zu schlagen, noch dachte ich während dieser Viertelstunde daran, daß mein Buch, wie jedes dichterische Gebilde, nicht bloß aus Inhalten bestehe, daß vielmehr die Inhalte relativ belanglos seien, ebenso belanglos wie die etwaigen Absichten des Autors, sondern daß es für uns Künstler darauf ankomme, ob anlässlich der Absichten, Meinungen und Gedanken des Autors ein aus Sprach-Stoff, aus Sprach-Garn gewobenes Gebilde entstanden sei, dessen nicht meßbarer Wert weit über dem meßbaren der Inhalte stehe. Ich konnte dies schon darum nicht sagen, weil es mir während unseres «Gespräches» gar nicht einfiel, und weil ich, während mein Partner mit einer schönen Leidenschaftlichkeit über mein Buch sprach, ihm vollkommen Recht geben mußte. Er sprach ja nur von den Inhalten, das andre hatte ihn nicht berührt. Ich wäre während jener Viertelstunde bereit gewesen, das Buch zu verleugnen und zurückzunehmen, wenn dies möglich gewesen wäre, denn es war nicht nur die Kritik dieses Lesers, soweit sie die Gedanken des Buches betraf, vollkommen gerechtfertigt, sondern es tat mir auch aufrichtig leid, mit meinem Buche einem edlen und reinen Gemüt ein Ärgernis gegeben zu haben.

Schweigend und beklommen blickte ich bald auf Gesicht und Hände meines Kritikers, die nicht welk und grau wie die meinen, sondern gleich seiner Stimme und seiner ganzen vitalen Gegenwartigkeit jung und geschmeidig und kraftvoll waren, bald blickte ich auf die schönen Ornamente und Holzfarben des Spieltisches, an dem wir beiden Spieler saßen, und der vermutlich noch vom Geschmack und der Spielfreude seiner längst vergessenen Schöpfer zeugen würde, wenn auch mein junger Partner alt und welk und der Worte und Meinungen müde geworden wäre.

Meine Frau war bei dieser Unterredung nicht zugegen, es hätte den Mann im Sprechen hemmen müssen. Jetzt aber, da die Viertelstunde überschritten war, erschien sie und setzte sich zu uns, und unter diesem Schutz brachte ich, der während der ganzen Zusammenkunft kaum den Mund geöffnet hatte, noch ein paar Worte heraus, die vielleicht entspannend und versöhnlich waren.

So gern ich mich verabschiedete und so unnütz eine Verlängerung der Begegnung gewesen wäre, tat es mir doch im Herzen etwas weh, daß ich diesem aufrichtig suchenden Manne nichts zu geben

und entgegenzuhalten gehabt hatte als die Maske des müden Alten, dem nichts mehr daran liegt, Urteile über sich und seine Bücher anzuhören oder gar sich gegen Urteile zu verteidigen. Gern hätte ich ihm irgend etwas Hübsches geschenkt, damit ihm von dieser Stunde, die ich vorerst eher als fatal empfand, doch etwas Erfreuliches bleibe.

Und dann hat es noch Tage und Nächte gedauert, bis die Niederlagenheit nachließ, in der mich die Begegnung gelassen hatte, und bis ich mich mit dem Gedanken trösten konnte, es werde das starre Schweigen und widerstandlose Sichzurückziehen des Alten dem Jungen, sobald ihm wieder Tao zuteil würde, zu ebenso fruchtbarem Nachdenken oder Meditieren dienen wie jedes andere Verhalten, das ich seinem Anruf gegenüber hätte anwenden können.

Auch Kultur kann eine Leidenschaft sein. Wozu könnte man die Muße besser verwenden? Wir können anfangen, unseren Geschmack an der Innenausstattung zu bilden und dann fortfahren, diesen in den höheren Künsten weiter zu kultivieren. Muße kann dazu dienen, Schönheit in uns selbst oder in unserer Umgebung zu schaffen.

M. B. Ray in «Nie mehr müde sein»